



**Leo-Baeck-Preis**  
des Zentralrats der Juden in Deutschland  
**2001**



Verleihung

des

**Leo-Baeck-Preises 2001**

an

**Herrn Dr. Hans-Jochen Vogel**

Bundesminister a.D.

Gründungsvorsitzender des Vereins

„Gegen Vergessen - Für Demokratie e.V.“

Der Zentralrat der Juden in Deutschland

Körperschaft des öffentlichen Rechts

# Paul Spiegel

## Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland

Der Zentralrat der Juden in Deutschland verleiht heute zum 47. Mal den Leo-Baeck-Preis, der in Erinnerung an einen außergewöhnlichen Mann, ja eine „Jahrhundertgestalt“ verliehen wird, und zwar an Menschen, die sich in herausragender Weise für die jüdische Gemeinschaft eingesetzt und damit um sie verdient gemacht haben.

Um diese „Jahrhundertgestalt“ Leo Baeck ist in letzter Zeit ein Streit ausgebrochen. Ausgelöst hat ihn der Direktor dieses Hauses, Dr. Hermann Simon, in seinem Beitrag, welcher im Katalog zur Ausstellung über Leo Baeck, die seit einiger Zeit im Frankfurter Jüdischen Museum zu sehen ist.

Um es vorwegzunehmen: Leo Baeck bleibt auch nach dieser Kontroverse – und hierin sind wir uns mit Hermann Simon einig – eine Symbolfigur für die Juden in Deutschland. Seine Verdienste bleiben unbestritten.

Worum geht es ?

Es geht um Leo Baecks Rolle in der Zeit des finsternen Terrors. Leo Baeck mußte auf Befehl der Gestapo ein Werk unter dem Titel „Die Entwicklung der Rechtsstellung der Juden in Europa,

---

Es gilt das *gesprochene* Wort

vornehmlich Deutschland „verfassen. Hieran haben eine Reihe von Wissenschaftlern gearbeitet. Nach der Befreiung hat Leo Baeck berichtet, dieses Werk habe er in den Jahren 1938 bis 1941 im Auftrag des rechtskonservativen deutschen Widerstands, mit Goerdeler an der Spitze, verfasst.

Simon weist nun nach, daß der Befehl für die Anfertigung des Manuskripts von der Gestapo im Frühjahr 1942 ergangen ist, also kaum im Auftrag des rechtskonservativen Widerstands entstanden sein kann.

Es geht also im Kern um Leo Baecks Rolle als Funktionär der Reichsvertretung der Juden in Deutschland, und zwar um die Frage, ob er den Nazis zugearbeitet, ja mit ihnen kollaboriert hat, oder nicht. Die Frage und der Vorwurf indes sind nicht neu. Ich erinnere in diesem Zusammenhang an Hannah Arendts Eichmann - Buch „Ein Bericht über die Banalität des Bösen“.

Im Einzelnen will ich auf die Kontroverse hier nicht eingehen. Sie macht meines Erachtens Leo Baeck menschlich und zeigt, welchem unmenschlichen Druck der Mensch Leo Baeck ausgesetzt war. Wie der Sachverhalt in diesem oder jenem Punkt wirklich war, muß erst noch aufgeklärt werden. Ob dies indes möglich ist, bleibt ungewiß. Wir unterstützen aber auch diese Forschungen zur Geschichte der Juden in Deutschland.

Schon zu Lebzeiten der Weggenossen Leo Baecks ist die Debatte um diese Fragen immer wieder hochgekocht. Einige Historiker, darunter der namhafte Holocaust-Forscher, auf den sich übrigens Hannah Arendt beruft, nämlich Raul Hilberg, gehen davon aus, daß die Reichsvertretung der deutschen Juden lediglich ein Instrument in den Händen der Nazis war. Andere jedoch heben

hervor, daß die Reichsvertretung durchaus einen Spielraum hatte, besonders und gerade aufgrund des Prestiges von Leo Baeck. Selbst die Nazis hätten ihn „seltsamerweise mit einer gewissen Achtung“, wie er selbst später aufschrieb, behandelt. Auch wenn sich an diesem Punkt eine gewisse Ambivalenz ergibt, für die Zeitzeugen und diejenigen, die Leo Baeck in Theresienstadt erlebt haben - nach Fertigstellung des genannten Manuskripts sind Leo Baeck und seine Mitarbeiter im Januar 1943 dorthin deportiert worden - für sie alle blieb Leo Baeck eine moralische Autorität. Die, die mit ihm in dieser finsternen Zeit in Berührung kamen, trafen nicht einmal eine Abwägung ob seiner guten und eventuell schlechten Taten. Für sie war er der „Hirt der Verfolgten“. Nun sind sie aber nicht mehr da, um Zeugnis abzulegen, und ob die Frage, wofür eine solche Studie über die Rechtsstellung der Juden in Europa überhaupt von Nutzen war, sich klären lassen wird, bedenkt man, daß die Archive hauptsächlich Nazi-Dokumente bergen, sei dahingestellt. Warum aber heute diese Aufregung um die Person Leo Baecks? Geht es wieder einmal um eigene Entlastung in dem Sinne, daß niemand in einem Unrechtsregime unbeschadet davonkommt?

Leo Baecks moralische Integrität bleibt unbeschadet, auch wenn er erzwungenermaßen eine wissenschaftliche Auftragsarbeit für das Reichssicherheitshauptamt und nicht für den deutschen Widerstand erbracht hat. Leo Baeck half, und das ist unbestritten, wo er konnte. Er verhandelte mit ausländischen Aufnahmeländern, beschaffte Visa, Pässe und Geld. Daß viele ihm ihr Leben verdanken, ist sein Verdienst.

Bis zu seiner Deportation kämpfte er unermüdlich für die Belange seiner isolierten und sukzessive entrechteten Gemein-

schaft, wollte eine geregelte Auswanderung erreichen. Leo Baeck selbst hätte auswandern können, lehnte es aber strikt ab, zu emigrieren, hätte Deutschland erst mit dem letzten Minjan verlassen wollen. Und auch noch dann, als Hilfe kaum noch möglich schien, als Nr. 187894 im Ältestenrat der Selbstverwaltung in Theresienstadt tätig, setzte er, der erste und letzte Rabbiner der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, sein seelsorgerisches Wirken fort, spendete mit seinen Vorträgen über Goethe, Kant und die Bibel, den Mitleidenden Trost und Hoffnung, wollte ihnen die Würde erhalten. „Ich hatte nur einen Gedanken: Niemals sich beugen, nie vor dem Schmerz kapitulieren, nie vor der Gemeinde abdanken, nicht zur bloßen Ziffer werden und immer den Respekt vor sich selbst wahren“. (Leo Baeck in Theresienstadt)

Er, der die tausendjährige Geschichte der deutschen Juden rückblickend als zu Ende gegangen betrachtete – und da hat ihm die Geschichte nicht Recht gegeben – kam zurück nach Deutschland, nicht mehr, um hier zu leben. Nein, das wollte er nicht. Er starb 1956 in London. Er kam, um Vorträge zu halten, um der Juden zu gedenken, die hier gelebt hatten, wollte an sie und ihre Leistungen erinnern, damit sie nicht vergessen seien, und Hitler nicht nachträglich noch einen Sieg erringen sollte. Aber es ging ihm, der das deutsche Judentum prägte, und der der Inbegriff eines deutschen Juden war, darum, Brücken zu bauen und Haß abzubauen. Er machte dies nicht in Antizipation auf ein späteres Zusammenleben von Juden und Nichtjuden in diesem Land. Kaum ein Satz seiner Aussagen ist mehr zitiert worden als der, daß „das Ende des deutschen Judentums gekommen“ sei. Niemand konnte ahnen, daß Deutschland am Ende des vergangenen Jahrhunderts, nach dem Zusammenbruch des Kommunismus, das Land mit dem relativ größten jüdischen

Bevölkerungswachstums der Welt werden würde. Leo Baeck ging es um die Wiedereinsetzung der Humanität.

Er hatte sich schon im Konzentrationslager mit seiner Einstellung, den allgemeinen Überlebenswillen unter allen Umständen zu stärken, „als Mittelpunkt eines sittlichen Widerstands“ begriffen. Und all das, was er lehrte und propagierte, versuchte er seinem Selbstverständnis nach auch selbst zu leben. Alles Reden und Lehren hatte seine Berechtigung nur, wenn sich ein Gegenwartsbezug herstellen ließ.

Eine Hauptursache, warum Deutschland in eine barbarische Diktatur versunken ist, sah er darin, daß im Vorkriegsdeutschland die Tugend der Rechtschaffenheit zu wenig ausgebildet war. Und so kam es ihm, um den verbrecherischen Zugriff auf die Führung des Staates zu verhindern, für die Zukunft darauf an, „daß die Zahl der Rechtschaffenden wächst“.

Mit Hans-Jochen Vogel ehren wir heute einen Mann, der ganz gewiß zu diesen Rechtschaffenen gehört. In den letzten Jahren hat man immer wieder gehört, daß die Geschichte der 1949 gegründeten Bundesrepublik eine Erfolgsgeschichte ist. Sie hat sich als freiheitlicher Rechtsstaat eindrucksvoll in der Gemeinschaft der westlichen Zivilgesellschaften zurückgemeldet.

Geschichte wird immer nur von einzelnen Personen gemacht. Und so eine Erfolgsgeschichte läßt sich auch nur an ganz konkreten Persönlichkeiten festmachen. Zu ihnen gehört ganz zweifellos Hans-Jochen Vogel.

Schon mit 29 Jahren, als Leiter des Arbeitskreises für die Sammlung des Bayerischen Landesrechts in der Bayerischen

Staatskanzlei machte er sich um den Rechtsstaat verdient. Seine Arbeiten nutzte der Bayerische Landtag, um die dann noch gültigen Gesetze und Verordnungen neu zu publizieren. Als Oberbürgermeister von München hat er das liberale, weltoffene Profil dieser Stadt wie kein anderer geprägt und als Bundesjustizminister die Herausforderung des deutschen RAF-Terrorismus auf vorbildliche Weise erwidert.

Auch heute kämpft er als Gründungsvorsitzender des Vereins „Gegen das Vergessen - Für Demokratie“ gegen Extremismus jeglicher Art. Aus der deutschen Geschichte wissen wir um die Verletzlichkeit unserer Demokratie. Aufgrund der jüngsten Terroranschläge wissen wir, wie verwundbar jede offene Gesellschaft ist. Dennoch heißt heute wie damals das Gebot der Stunde, sich niemals dem Terror zu beugen und trotzdem rechtsstaatliche Grundsätze stets zu beachten. Auch in der Auseinandersetzung mit dem Rechtsextremismus haben wir in Hans-Jochen Vogel einen Mann, auf den stets Verlaß ist.

Wenn NPD-Demonstrationen am Tag der Deutschen Einheit durch Berlin marschieren, dann deswegen, weil sich ein Verwaltungsgericht peinlichst an die Regeln des Verfahrensrechts hält. Über die politische Wirkung ihrer Entscheidung machen sich die Richter allerdings ebensowenig Gedanken wie über das Gebot demokratischer Wehrhaftigkeit. Daß bei vielen Empörten der Eindruck entsteht, hier werden Extremisten geschützt und diejenigen, die sich von den Extremisten angegriffen fühlen, schlicht übergangen, ist nicht verwunderlich. Hier handelt es sich eben nicht nur um eine juristische, sondern um eine politische, ja den Geist der Verfassung bestimmende Frage: Wieweit ist man bereit, die eigene Sache, den freiheitlichen Rechtsstaat in Mißkredit zu bringen?

Hans-Jochen Vogel gehörte immer zu denen, die die Kluft zwischen den Regeln des formalen Rechts und den geistigen Grundlagen der Demokratie schließen wollten. Sein politisches Leben ist ein großartiges Zeugnis für einen deutschen Demokraten.

Für die Juden in Deutschland bleibt die Stabilität der Demokratie eine lebenswichtige Aufgabe. In Hans-Jochen Vogel wissen wir einen streitbaren Partner gegen die Vorurteile, denen Minderheiten in unserem Lande ausgesetzt sind. Er versteht unsere Belange und versucht unermüdlich mit seinen Aktivitäten das öffentliche Bewußtsein für die Probleme der jüdischen Gemeinschaft im Nachkriegsdeutschland zu sensibilisieren. Mit seinem feinen Gespür für die Gefahren des lebendigen Verfassungsstaates ist er immer ein Verteidiger des guten Zusammenlebens von Juden und Nichtjuden.

Bernhard Vogel, der Ministerpräsident des Freistaates Thüringen wird nun seinen älteren Bruder in der folgenden Laudatio würdigen. Dabei fällt einem auf: in der Bibel wie in der griechischen Antike kennen wir Brüderpaare, die sich meistens entzweien (Isaak und Ismael), manchmal bis auf den Tod bekämpfen (Kain und Abel) oder zumindest argwöhnisch beobachten (Jakob und Esau).

Bei den Brüdern Vogel verhält es sich da ganz anders. Wiewohl in unterschiedlichen Parteien aktiv, war für sie immer eine demokratische Tugend maßgebend: den Andersdenkenden zu achten und die Balance zum Extremen zu halten.

# Dr. Bernhard Vogel

Ministerpräsident  
des Freistaates Thüringen

Sie alle sind heute Zeuge eines unüblichen Vorgangs: Ein Vogel hält eine Laudatio auf einen anderen Vogel. Brüder tun so etwas gemeinhin nicht. Wir beide haben es bis heute nicht getan.

Weil wir vermeiden wollen, daß die Personen vor der Sache stehen, weil wir einen Showeffekt vermeiden wollen, haben gemeinsame öffentliche Auftritte von uns beiden Seltenheitswert. Heute aber scheint die Ausnahme gerechtfertigt. Gerechtfertigt durch die Institution, die den in Rede stehenden Preis verleiht und durch seine Sinnggebung: Als Würdigung von Persönlichkeiten, die sich im Geiste von Leo Baeck für die Völkerverständigung und für die Verwirklichung der Menschenrechte einsetzen.

Mit diesem Preis erinnert der Zentralrat der Juden in Deutschland an das Werk eines Mannes, der zur Symbolfigur des deutschen Judentums im 20. Jahrhundert geworden ist. In dem Haus, in dem der Zentralrat heute seine Geschäftsstelle hat, hat Leo Baeck noch 1942 zwölf Studenten unterrichtet, bevor er 1943 im Alter von fast 70 Jahren nach Theresienstadt deportiert wurde. Dort hat er bis zur Befreiung seinen Mithäftlingen Mut und Hoffnung gegeben.

---

Es gilt das gesprochene Wort

„Hoffnung für die Zukunft“, so hat Leo Baeck kurz nach dem Ende des nationalsozialistischen Terrors gesagt, *„liegt allein im menschlichen Gewissen, das sich zum Bewußtsein einer Gesamtverantwortung erweitern muß.“* Dieses Bewußtsein einer Gesamtverantwortung als Gewissenspflicht und das Bewußtsein einer besonderen Verantwortung vor der deutschen Vergangenheit hat für Dich, lieber Hans-Jochen, stets im Mittelpunkt Deines politischen Handelns gestanden.

Was immer Preisträger und Laudator im politischen Alltag auch unterscheiden mag - und das ist bekanntlich nicht wenig - in unserer Überzeugung gegenüber unseren heutigen jüdischen Mitbürgern und gegenüber unserer deutschen Vergangenheit und dem Schrecklichen, was zu unseren Lebzeiten an den europäischen Juden geschehen ist, sind wir eines Sinnes.

„Edle Seelen zürnen leicht bei ihrem Lob dem Lober, wenn sie dieser überschwänglich lobt“, sagt Euripides. Also ist Vorsicht geboten, zumal ich weiß, daß mein Bruder Lob nur sehr dosiert verträgt und in dieser Beziehung zur Skepsis neigt. Dennoch seinen entscheidenden Einsatz gegen das Vergessen muß ich loben dürfen. Wie kein Zweiter engagiert er sich gegen einen unredlichen und unehrlichen Umgang mit der deutschen Vergangenheit. Und dieses Engagement zieht sich als Leitfaden durch seine ganze Vita.

„Kindheit prägt – auch im politischen Bewußtsein“, sagt Fritz Stern. Aus dem Erleben der nationalsozialistischen Herrschaft und aus dem Erlebnis des Krieges – Hans-Jochen Vogel war im Jahr 1932 sechs Jahre alt, er war 17, als er 1943 Soldat wurde, noch nicht 19, als er aus amerikanischer Gefangenschaft nach

Hause kam - hat er Konsequenzen gezogen. Das „nie wieder“ prägt ihn bis in die Gegenwart, gab auch den Impuls zur Gründung der Vereinigung *„Gegen Vergessen - Für Demokratie“* (1993).

Seine ganze Kraft, seine ganze Leidenschaft galt Zeit seines Lebens dem Aufbau eines demokratischen, freiheitlichen und sozialen Rechtsstaates. Als jüngster Bürgermeister der Millionenstadt München (1960-1972), als Vorsitzender der Bayerischen Sozialdemokraten (1972-1977), als Bundesbauminister im Kabinett des von ihm verehrten Willy Brandt (1972-1974), als Justizminister im Kabinett Helmut Schmidt (1974-1981), zwei Jahrzehnte lang als Abgeordneter des deutschen Bundestages, zunächst für München (1976-1981) später für Berlin (1983-1994), als regierender Bürgermeister des freien Teiles dieser Stadt (1981), als Fraktionsvorsitzender der SPD im Bundestag (1983-1991), als Kanzlerkandidat seiner Partei (1983), als Parteivorsitzender der SPD (1987-1991).

Diesen unbedingten, vorbehaltlosen Einsatz für unsere Staatsordnung bewundere ich und ich habe versucht, ihm nachzueifern. In der anderen großen Volkspartei. Auch wenn ich es nicht so weit wie er gebracht habe.

Aber eine Kuriosität haben wir beide zu vermelden: Du, Jochen, wirst wohl für lange Zeit der einzige bleiben, der München und Berlin als Bürgermeister gedient hat. Und ich werde, nicht durch eigenes Verdienst, sondern als Folge der Umstände, für lange Zeit der einzige bleiben, der in zwei Ländern als Ministerpräsident dienen durfte.

Übrigens: Daß wir in unserer Studentenzeit unterschiedlichen Parteien beigetreten sind, hat nichts Spektakuläres an sich und

wohl vor allem damit zu tun, daß mein Bruder aus dem Krieg in das zerstörte Deutschland zurückkam und die SPD Kurt Schumachers als einzige Partei die Diktatur überlebt hatte. Und daß ich - sechs Jahre später - von Konrad Adenauers Kanzlerschaft fasziniert war. Unsere beiden unterschiedlichen Entscheidungen wurden damals von niemandem zur Kenntnis genommen und auch in der Familie kaum diskutiert.

Daß mein Bruder seine vielfältigen Aufgaben mit großem Verantwortungsgefühl und mit großer Disziplin wahrgenommen hat, ist auch von seinen Kritikern nie bestritten worden. Er selbst hat dazu einmal geschrieben: „Ich bin ein Sozialdemokrat, der ein Stück Vision mit der ziemlich strengen und unerbittlichen Erkenntnis überein bringen möchte, daß Politik nicht mit Wortwolken, sondern mit solider handwerklicher Arbeit betrieben werden kann.“

Es ärgert mich allerdings, wenn er gelegentlich nur auf solide handwerkliche Arbeit, auf seinen Fleiß und seine Disziplin reduziert wird, denn neben dem „eisernen Arbeiter Vogel gibt es den souverän-fröhlichen Alleinunterhalter, der mit seinem kabarettistischen Können das Publikum zu Lachsalven zu reizen vermag“, schreibt die Welt (3.12.1998), die mit sozialdemokratischen Politikern nicht nur freundlich umzugehen pflegt, so freundlich wie die Frankfurter Rundschau mit christlich-demokratischen. Nein, viel Humor und ein Quantum Selbstironie gehören bei aller Ernsthaftigkeit und Disziplin auch dazu.

Man kann unser Gemeinwesen für die Zukunft nicht sichern, wenn wir mit der Vergangenheit nicht verantwortlich umgehen. Das Erinnern ist auf die Zukunft gerichtet, nicht auf die Vergangenheit. An uns liegt es in der Gegenwart, das Gebot

eines „Nie wieder Willkürherrschaft, nie wieder Tyrannei“ zu beachten und zu verdeutlichen, aus welchen oft unscheinbaren Anfängen Totalitarismus, Antisemitismus, Fremdenhaß und Nationalismus ihren Ursprung nehmen.

Wir wollen dabei nicht unser Entsetzen über das Grauen konservieren, sondern Lehren ziehen, die auch künftigen Generationen Orientierung sind. Das Erinnern an die NS-Verbrechen ist deswegen kein Weitervererben von Schuld. Es ist die Entschlossenheit, den Nachgeborenen vor Augen zu führen, wozu Menschen fähig sein können, wenn sie Menschenrechte und Menschenwürde preisgeben. Und es ist die Entschlossenheit, an der Lehre festzuhalten, die die Väter und Mütter des Grundgesetzes aus dem NS-Terror gezogen haben: „Die Würde des Menschen ist unantastbar“

„Das Erinnern tut manchmal weh“ hat Hans-Jochen Vogel einmal gesagt. Erinnern soll zur Wachsamkeit führen, zur Wachsamkeit vor jeder Form des Extremismus und des Totalitarismus, von Intoleranz und Fremdenhaß.

Wie notwendig Wachsamkeit ist, haben wir in den letzten Jahren beinahe wöchentlich erfahren, wenn törichte rechtsradikale Einfalt uns provozierte. Und wir erfahren es gegenwärtig, wenn wir erleben, daß Deutschland ein Teil des Netzwerkes des diabolischen Terrorismus ist, der zu der Katastrophe des 11. September geführt hat.

Es macht uns betroffen, daß die Anschläge auch in Deutschland vorbereitet worden sind. Es erfüllt uns mit Sorge, daß Terroristen unter uns gelebt haben, deren Auffälligkeit in ihrer Unauffälligkeit bestand und die ihr schreckliches Tun in unbemerkter

Stille vorbereiten konnten; Terroristen, denen irgend jemand die makabre Bezeichnung „Schläfer“ gegeben hat.

Wir brauchen eine angemessene und vorsichtige Neujustierung von individuellen Freiheitsrechten auf der einen und dem allgemeinen Wohl auf der anderen Seite. Es darf nicht heißen: „Sicherheit statt Freiheit“, es muß heißen: „Freiheit in Sicherheit“. Der amerikanische Präsident hat Recht: Die freiheitlichen Demokratien dürfen angesichts der terroristischen Bedrohung nicht ihren Charakter verlieren, sie dürfen nicht illiberal werden. Sonst hätten die Terroristen ihr Ziel erreicht. Die Würde des Menschen muß unantastbar bleiben.

Wachsamkeit ist geboten gegen jede Form von Extremismus und gegen den Rechtsradikalismus. Aber ich füge ausdrücklich hinzu, wenn auch jeder vordergründige Vergleich von nationalsozialistischer Schreckensherrschaft und kommunistischer Diktatur unstatthaft ist: „*Gegen Vergessen - Für Demokratie*“ heißt auch, keine nostalgische Verklärung des sozialistischen Regimes in der DDR zuzulassen. Und dafür zu sorgen, daß auch die Verbrechen dieses Regimes nicht vergessen werden, heißt für Recht und Gerechtigkeit einzutreten. Für den unvergessenen Ignatz Bubis „der höchste Grad an Patriotismus“.

Es ist diese Form des Patriotismus, die Hans-Jochen Vogel motiviert. Vehement hat er sich zum Beispiel dafür eingesetzt, daß die „Auschwitzlüge“ strafbar wird. Er hat für die Entschädigung der NS-Zwangsarbeiter durch die deutsche Wirtschaft geworben. Er ist dafür eingetreten, daß Banken und Industrie ihre Werksarchive öffnen, hat sich gegen drohende Haushaltskürzungen bei der Gedenkstättenarbeit gewandt und sich für eine einvernehmliche Lösung für das Holocaust-Museum engagiert.

Ein Blick in seine Publikationsliste spricht für sich. Nur ein paar Titel - als Autor oder als Herausgeber - als Beispiel: „*Demokratie lebt auch vom Widerspruch*“; „*Vom Leben in Diktaturen*“; „*Mahnung und Erinnerung*“; „*Gedenken und Bewahren in unserer Demokratie*“; „*Erinnerung und demokratische Kultur*“.

In der Erinnerung, in dem Kampf gegen das Vergessen liegt für Hans-Jochen Vogel der Schlüssel für die deutsch-jüdische und auch für die deutsch-israelische Beziehung. Bei jedem Aufenthalt in Israel hast Du die Gedenkstätte Yad Vashem aufgesucht. Immer mit dem „Gefühl tiefer Beschämung darüber, welch beispielloser Untaten Deutsche fähig gewesen sind“, wie Du es selbst formuliert hast.

Nicht mehr als Münchner Oberbürgermeister, aber als Vizepräsident des Organisationskomitees der Olympischen Spiele 1972 hast Du den Überfall der Terrororganisation „Schwarzer September“ auf die israelische Mannschaft und die fassunglose Trauer der Hinterbliebenen unmittelbar miterlebt. Daß Du Dich damals neben anderen als Austauschgeisel angeboten hast, hat mich und viele andere Menschen in Deutschland, aber auch in Israel, nachhaltig beeindruckt.

Vor allem in Deiner Eigenschaft als Vorsitzender der SPD hast Du Dich immer wieder für den Friedensprozeß im Nahen Osten, für den Ausgleich zwischen Palästinensern und Israelis eingesetzt. Ein Engagement, das heute, vor dem Hintergrund der tragischen Terrorangriffe gegen die USA, besondere Bedeutung gewinnt.

Ich bin einer Meinung mit Avi Primor: Es gibt keine Alternative zum Frieden in Israel. Ein dauerhafter und stabiler Frieden

würde es islamistischen Extremisten in der ganzen Welt deutlich schwerer machen, Anhänger und Mittäter für ihre grausamen Taten zu finden. Natürlich setzt dieser dauerhafte Frieden voraus, daß niemand die Existenz Israels in Frage stellt.

Schalom. Es gibt wohl kein schöneres Abschiedswort, das Menschen sich zurufen, wenn sie auseinandergehen. Schalom: Frieden! Von Experten habe ich mir sagen lassen, das Wort bedeutet viel mehr: Harmonie, Fülle, Ganzheit, Gastfreundschaft, Segen.

Jean Halperin, der Judaismusexperte, sagt: „Richtig verstanden, lehrt uns das Wort Schalom, daß man bereit sein muß, für den Frieden einen Preis zu zahlen: Es gibt keinen Frieden ohne Opfer, ohne Konzession.“

In der Tat, ohne Engagement für Versöhnung und Verständigung kann es kein Leben in Frieden und Gerechtigkeit geben. In den „Sprüchen der Väter“ heißt es: „Auf drei Säulen ruht die Welt: Recht, Wahrheit, Frieden“. Zum Frieden gehört das Recht und die Wahrheit, auch die Wahrheit über die Vergangenheit.

Von Lutz Rathenow stammt der Satz: „Wer jetzt Schlußstriche ziehen will, verordnet Erinnerungslücken als Prinzip der Vergangenheitswahrnehmung.“ Das darf nicht sein und darum darf es keine voreiligen Schlußstriche geben. Vergeben können nur die Opfer, nicht die Täter!

Weil du, lieber Bruder, für den Frieden den Preis der Wahrheit gezahlt hast, wirst du heute mit der höchsten Auszeichnung, die deutsche Juden vergeben, ausgezeichnet. Weil du „Anwalt der Erinnerung“ (Die Welt, 3.12.1998) bist.

Ignatz Bubis – und wer wäre bei der Verleihung des Leo-Baeck-Preises ein berufenerer Zeuge? –, Ignatz Bubis hat über Dich geschrieben: „Von vielen als altmodisch bezeichnet, habe ich gerade dies an ihm besonders schätzen gelernt: Seine Zuverlässigkeit, Pflichterfüllung und verantwortungsbewußtes Handeln kennzeichnen den Menschen Hans-Jochen Vogel. Seine Haltung in gesellschaftlichen wie politischen Fragen war immer von Gradlinigkeit geprägt, und er versuchte nie, sich dem Zeitgeist anzupassen. Hans-Jochen Vogel ist sich immer treu geblieben und ich hoffe, daß er noch viele Jahre so bleiben wird.“

Dem kann ich nur hinzufügen: Ich bin sicher, daß er so bleiben wird.

Schalom und herzlichen Glückwunsch.

## Dr. Hans-Jochen Vogel

Bundesminister a.D.  
Gründungsvorsitzender des Vereins  
„Gegen Vergessen - Für Demokratie e.V.“

Der Preis, den Sie mir heute verliehen, und das, was Sie, sehr geehrter Herr Spiegel, und Du, lieber Bruder, aus diesem Anlaß eben gesagt haben, ehrt mich nicht nur, es bewegt mich, und ich danke Ihnen und dem Zentralrat der Juden in Deutschland dafür aufrichtig. Es ist eine Folge meines fortgeschrittenen Alters, daß mir im Laufe der Zeit schon einige Auszeichnungen zuteil geworden sind. Ebenso, wie schon der Heinz-Galinski-Preis, hat die heutige Ehrung für mich jedoch eine besondere Bedeutung.

So geschieht es zunächst nicht alle Tage, daß der eine Bruder Vogel bei einer solchen Gelegenheit als Laudator des anderen Bruder Vogel fungiert. Um es präziser zu formulieren: Es geschieht heute zum erstenmal. Denn bislang galt für uns die eiserne Regel, bei aller Sympathie und Zuneigung, die wir ungeachtet unserer unterschiedlichen politischen Orientierung für einander hegen, öffentliche Doppelauftritte und damit die Schau-Effekte und auch Mißverständnisse zu vermeiden, die sich daraus hätten ergeben können. Die heutige Ausnahme rechtfertigt sich dadurch, daß es im Kern um das Miteinander der Juden in Deutschland und derer geht, in deren Mitte sie leben. Und dieses Miteinander - Sie haben es soeben gehört - liegt uns beiden eben in ganz besonderer Weise am Herzen.

---

Es gilt das gesprochene Wort

Vor allem aber ist die Auszeichnung für mich auf dem Hintergrund dessen bedeutsam und bewegend, was ich Herrn Spiegel bereits Ende letzten Jahres mitgeteilt habe, als ich von der Absicht des Zentralrats erfuhr: Nämlich, daß ich in meiner Jugend der Hitlerjugend, zuletzt mit dem Range eines Scharführers, angehörte und als Fünfzehn- und Sechzehnjähriger dort als Leiter einer sogenannten Kulturstelle tätig und dabei mit der Betreuung eines Theaterrings und von Laienspielgruppen befaßt war. Und das, obwohl ich am Morgen nach der Pogromnacht vom 9. November 1938 hundert Meter von meiner Schule entfernt die Synagoge brennen sah und mir seitdem immer wieder kritische Fragen durch den Kopf gingen. Ich bin dennoch wesentlich im Strom der damaligen Jahre mit geschwommen und der Gedanke, man könne, ja man müsse dem Staat Widerstand leisten, der ist mir damals nicht gekommen. Was in jenen Jahren an Furchtbarem geschah, ist mir erst nach 1945 allmählich in seinem ganzen Ausmaß bewußt geworden.

Ich weiß - das ist eine Lebensgeschichte, die sich in meinen Jahrgängen vielfach findet und nicht aus dem Rahmen fällt. Aber es ist nicht alltäglich, daß die zentrale jüdische Repräsentation in Deutschland einen Mann ehrt, der als junger Mensch selbst der Faszination eines verbrecherischen Regimes nur ungenügend widerstanden hat. Es wäre mir nicht redlich erschienen, das heute hier nicht anzusprechen. Und Sie verstehen jetzt wohl auch besser, warum mich die heutige Auszeichnung tiefer berührt als andere, die ich schon empfangen habe. Allerdings liegt in diesen frühen Erfahrungen auch ein entscheidender Grund dafür, daß ich mich in den Jahren und Jahrzehnten danach in vielfältigen Funktionen für das Gemeinwesen engagiert habe und daß mir stets als Vermächtnis der Opfer jener Zeit die Mahnung vor Augen stand, das, was damals geschah, dürfe sich keinesfalls

wiederholen. Und es sei gerade die Aufgabe meiner Generation, den Nachgeborenen deutlich zu machen, wessen Menschen in ihrer Verblendung, ihrem Fanatismus und in ihrer Mordlust fähig waren und von neuem fähig sein könnten, wenn die Menschenwürde und die Verbindlichkeit wertbezogener Grundprinzipien gelehrt und Minderheiten verteufelt werden und sich so genannte Führer in gotteslästerlicher und menschenverachtender Weise für allmächtig erklären.

Darum bin ich gegen das Vergessen und - um nur ein Beispiel aus meiner Amtszeit als Bundesjustizminister zu nennen - für die Aufhebung der Mordverjährung und damit für die weitere Verfolgung der NS-Verbrechen eingetreten, die sonst unmöglich geworden wäre. Und deshalb bemühe ich mich auch noch heute darum, die Erinnerung an die Verbrechen, die Opfer und die Täter, an den Widerstand, der dem Regime geleistet wurde, und an die Ursachen wachzuhalten, die in eine beispiellose Katastrophe und zur Auslöschung des deutschen und des europäischen Judentums geführt haben. Ein Ausdruck dieses Bemühens war die Gründung der Vereinigung „Gegen Vergessen - Für Demokratie“, an der ich 1993 zusammen mit anderen mitgewirkt habe und die sich seitdem zu einer bundesweit wirkenden Gemeinschaft entwickelt hat.

Dabei gilt es, den Blick und damit das Erinnern weiter in die Vergangenheit zu richten, als das üblicherweise geschieht. So auf den substantiellen Beitrag, den Juden, die sich im Zuge der nach der französischen Revolution einsetzenden Emanzipation zunächst mehr und mehr als Preußen oder Bayern oder Badener oder Württemberger oder Hessen - um nur einige der bis 1870 souveränen Mitgliedstaaten des deutschen Bundes zu nennen - und dann nach 1871 als Deutsche empfanden, zur geistigen, kul-

turellen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklung unseres Landes geleistet haben. In der Tat: ohne diese Beiträge wären wir bis in die Gegenwart hinein um vieles ärmer. Und wir alle - nicht nur die jüdische Gemeinschaft - sollten dieser Wahrheit ihren festen Platz in unserem nationalen Bewußtsein sichern. Erinnert werden muß aber auch daran, daß es schon damals einen gerade auch auf christlichen Traditionen beruhenden, teils latenten, teils ganz offenen Antisemitismus gab, als dessen Herolde nicht wenige Literaten, Philosophen, Historiker und Germanisten ganz selbstverständlich Begriffe und Worte wie „jüdische Brut“, „Reinheit des Blutes“ oder „ausmerzen“ und „ausrotten“ verwendeten. Aus diesen Wurzeln, zu der auch der spezielle Wiener Antisemitismus eines Lueger und eines Schönerer gehörte, erwuchs später die nationalsozialistische Rassenideologie, die mit dem fundamentalen Prinzip der Gleichberechtigung aller Menschen brach und mit der Unterscheidung zwischen sogenannten Herrenmenschen und sogenannten Untermenschen den so Klassifizierten das Lebensrecht nahm und auf diese Weise ihrer Vernichtung den Weg bereitete.

Nach dem Kriege sagte Leo Baeck unter dem Eindruck der Katastrophe: „Unser Glaube war es, daß deutscher und jüdischer Geist auf deutschem Boden sich treffen und durch ihre Vermählung zum Segen werden könnten. Die Epoche der Juden in Deutschland ist ein- für allemal vorbei.“ Und bei anderer Gelegenheit fügte er hinzu: „Der Holocaust gähnt noch heute zu Füßen der Menschheit“. Mit letzterem hat er wahrlich recht. Aber daß sich jüdischer und deutscher Geist von neuem auf deutschem Boden treffen und daß jüdisches Engagement von neuem zum Wohle des Gemeinwesens beiträgt – das erscheint mir heute durchaus wieder in den Bereich des Möglichen gerückt zu sein – ja: das ist in wachsendem Umfang bereits dabei, Realität zu werden.

Immerhin wachsen in unserer Mitte wieder Jüdische Gemeinden – nicht zuletzt wegen des kontinuierlichen Zuzugs von jüdischen Menschen, die uns willkommen sind und bei uns erträglich leben zu können glauben als in den Ländern, aus denen sie kommen. In großen Städten gibt es nicht nur jüdische Museen, die sich sowohl mit der Geschichte als auch mit der Gegenwart beschäftigen. Eines davon, das hier in Berlin kürzlich eröffnet wurde, steht schon seiner Architektur wegen im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Es entstehen – beispielsweise gerade jetzt in München – neue Gemeindezentren, und zwar ganz bewußt im Herzen der Stadt. Es gibt das Centrum Judaicum, in dem wir uns befinden. An einer ganzen Reihe von Universitäten sind Lehrstühle für jüdische Geschichte und Kultur eingerichtet worden. Seit über zehn Jahren gibt es die Wissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft des Leo-Baeck-Instituts in der Bundesrepublik. In Heidelberg existiert seit längerem eine Hochschule für jüdische Studien. Und vor kurzem hat erstmals in Deutschland auch eine internationale Rabbiner-Konferenz stattgefunden. Außerdem kann man wohl ohne jede Übertreibung feststellen: Ignatz Bubis war in den letzten Jahren seines Lebens eine moralische Instanz für unser Land; ein Mann, dessen Wort zu wichtigen aktuellen Fragen erwartet und auch gehört wurde. Und Sie, lieber Herr Spiegel, nehmen inzwischen diese Funktion in Ihrer Weise nicht minder eindrucksvoll wahr.

Es gibt also durchaus Anlaß zur Hoffnung. Zur Hoffnung im Sinne einer früheren Äußerung von Leo Baeck, die da lautet, daß der einzelne Mensch und das Volk umkehren und neu beginnen können. Und ebenso besteht Anlaß zur Dankbarkeit. Zur Dankbarkeit gegenüber allen, die an dieser Entwicklung mitwirken. Sie werden verstehen, daß ich gerade heute das Gefühl der Dankbarkeit ganz persönlich den jüdischen Persönlichkeiten gegen-

über empfinde, denen ich selbst näher begegnet bin und von denen ich nur Martin Buber, Bruno Walter, Schalom Ben-Chorin, Heinz Galinski und Ignatz Bubis sowie von den noch Lebenden Ernst Ludwig Ehrlich und Sie, liebe Frau Knobloch, und, stellvertretend für viele in Israel, Teddy Kollek nenne.

Indes gibt es auch Anlaß zur Sorge. Zur Sorge in Anbetracht rechtsextremistischer Straßenaufmärsche sowie sonstiger extremistischer Aktivitäten und Gewalttaten im allgemeinen und antisemitischer Anschläge, die sich gegen Synagogen und immer wieder gegen jüdische Friedhöfe richten, im besonderen. Ich bin wohl nicht der einzige, der es als beschämend empfindet, daß jüdische Einrichtungen deshalb 56 Jahre nach dem Ende des Gewaltregimes kontinuierlich des polizeilichen Schutzes bedürfen. Kritische Aufmerksamkeit erfordern aber auch antisemitische Parolen, die im wissenschaftlichen oder künstlerischen Gewande daher kommen. Ohne sie in diese Kategorie einzureihen, möchte ich auch noch einmal jene Preisverleihung in der Paulskirche erwähnen, bei der in nebulöser, deshalb aber nicht minder bedrückender Weise von der Instrumentalisierung der „Schande zu gegenwärtigen Zwecken“, vom „grausamen Erinnerungsdienst“ und von „Meinungssoldaten“ die Rede war, die andere mit „vorgehaltener Moralpistole“ in den „Meinungsdienst nötigen“. Denn das Echo auf diese Rede schwingt noch immer nach.

Manche meinen, das alles sei durch die Terroranschläge vom 11. September und die dadurch ausgelösten Geschehnisse in den Hintergrund gerückt worden. Seitdem – so heißt es – sei nichts mehr wie vorher. Und in der Tat erscheint seitdem vieles in einem neuen Licht. Und vieles, was bis dahin selbstverständlich

erschien, ist fragwürdig geworden. So etwa die Annahme unserer Unverwundbarkeit oder die Hinnahme krasser Unterschiede zwischen den Lebensverhältnissen der Völker, die im Wohlstand, und jenen, die in bitterster Armut leben. Aber die Besinnung auf die Grunderfahrungen, von denen ich sprach, ist eher noch wichtiger geworden. Denn gerade unserer Geschichte lehrt uns, wie wichtig es ist, die Menschenwürde zu verteidigen, dem Fanatismus die Stirne zu bieten, die Gewaltverherrlichung zu ächten und den Terror nicht gewähren zu lassen, sondern mit allen geeigneten und verhältnismäßigen Mitteln – und das sind auch, aber nicht nur militärische Mittel – zu bekämpfen und auszuschalten.

In diesem Zusammenhang und wenn von Hoffnung und Sorge die Rede ist, darf gerade hier und heute ein Wort zur Lage im Nahen Osten nicht fehlen. Die Bedeutung dessen, was dort geschieht für die weltweite Entwicklung, hat in letzter Zeit eher noch zugenommen. Wenn sich ein nichtjüdischer Deutscher dazu äußert, sollte er stets daran denken, daß Israel ohne den Holocaust jedenfalls so, wie es heute besteht, kaum existieren würde. Und ich verstehe, daß ein Staat, zu dessen Entstehungsgeschichte der Holocaust gehört, das Leben seiner Bürgerinnen und Bürger mit besonderer Entschiedenheit verteidigt – und das gerade gegen Selbstmordanschläge und andere Gewaltakte.

Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß der Austausch von Gewalt und Gegengewalt schließlich doch durch ein gewaltfreies Nebeneinander und sodann durch ein friedliches Miteinander abgelöst werden kann, so wie es die schon einmal erzielte Verständigung wollte. Ein Leben in Sicherheit wird für Israelis und Palästinenser und für die ganze Region nur auf diese Weise

erreicht werden können. Und dazu bedarf es nicht nur eines Endes der physischen Gewalt, sondern auch der schrittweisen Überwindung von Groll und Haß.

Ich sprach von Hoffnung und von Sorge. Lassen Sie uns das, was Hoffnung macht, weiter führen. Lassen Sie uns dem, was Sorge bereitet, widerstehen. Nicht nur bei festlichen Gelegenheiten, sondern im Alltag. Damit eine neue Normalität in unserem Verhältnis so Platz greift, wie es Ignatz Bubis vorschwebte. Damit wir wieder von jüdischen und nichtjüdischen Deutschen sprechen und umständliche Umschreibungen vermeiden können. Und damit vielleicht eines Tages sogar aus dem Zentralrat der Juden in Deutschland der Zentralrat der deutschen Juden wird. Ich würde mich freuen, wenn ich es noch erleben könnte. Dazu helfen, soweit es in meinen Kräften steht, will ich auch in Zukunft!

## Dr. E. G. Lowenthal

Im Dienst an der Menschheit:

Leo Baeck - Leben, Wirken und Bedeutung

Professor Eugen Täubler, Baecks Landsmann und guter Freund, hat, um Baecks geistige Herkunft verständlicher zu machen, seinen Geburtsort Lissa in der Grenzprovinz Posen nach der jüdischen Seite näher untersucht. Er hat dabei festgestellt, daß sich dort schon im 17. Jahrhundert jüdische Gelehrte aus Polen und Deutschland, aus Böhmen und Mähren zusammenfanden, daß sie ihre Schüler hatten und sich mit vielen religiösen Fragen, die die europäische Judenheit bewegten, auch gutachtlich befaßten. In Lissa wirkte von 1863 an Baecks Vater, der aus Mähren stammende Rabbiner und Historiker Dr. Samuel Bäck, der, wie Täubler es ausdrückt, „mit einem beide geistigen Bereiche umspannenden Wissen zu neuen kulturellen Formen überleitete“.

Mit 18 Jahren ging Leo Baeck, der bei seinem streng-religiösen Vater zu lernen begonnen hatte, ins benachbarte Breslau, um am dortigen konservativen Jüdisch-Theologischen Seminar sich auf den Rabbinerberuf vorzubereiten. Später, bis 1897, setzte er seine Studien in Berlin, an der Universität und an der liberaleren Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums fort, d. h. an der-

jenigen Hochschule, an die er 1912 als Dozent für Homiletik und Midraschforschung berufen werden sollte. Dazwischen lagen zehn, auch wissenschaftlich erfüllte Amtsjahre in der liberalen Gemeinde im oberschlesischen Oppeln und fünf in Düsseldorf. Seit 1912 war Dr. Baeck mit der Berliner Jüdischen Gemeinde aufs engste verbunden. Er hat insbesondere hier lange gewirkt – dabei war er, in späteren Jahren, schon mit Rücksicht auf seine wissenschaftliche Lehrtätigkeit und seine ausgedehnten Verpflichtungen gegenüber vielen jüdischen Organisationen in Berlin und anderswo, von den regelmäßigen Seelsorgefunktionen weitgehend entbunden. Als Feldrabbiner erlebte er die West- und die Ostfront. Seine Berichte an das Berliner Jüdische Gemeindeblatt atmen den Geist der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit.

Schon lange bevor er im Herbst 1933 einstimmig zum Präsidenten der Reichsvertretung der deutschen Juden gewählt wurde, hatte er bereits jahrelang an der Spitze der Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden gestanden. Als Präsident der B'nai-B'rith-Großloge für Deutschland war er von nachhaltigstem Einfluß auf die mehr als 100 Einzellogen, die es einst in Deutschland gab. Früh war er auch der Vorsitzende des Allgemeinen Rabbinerverbandes in Deutschland geworden. Er war im Vorstand des Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, des Keren Hayessod und der Erweiterten Jewish Agency for Palestine. Und es gab keinen religiös-liberalen Zusammenschluß im Judentum, dem er nicht seinen Stempel aufgeprägt hätte. Konnte es da verwunderlich erscheinen, daß, als das Verhängnis hereinbrach und Not und Verzweiflung zu herrschen begannen, die Judenheit in Deutschland nicht einen versierten Politiker oder einen erfahrenen Juristen oder Verwaltungsbeamten an ihre Spitze berief, sondern Leo Baeck, einen bewährten Mann ihres Vertrauens,

einen innerjüdisch seit jungen Jahren souverän unabhängigen Rabbiner, dem es um die Einheit der jüdischen Gemeinschaft ging und der Traditionsbewußtsein und Fortschrittsglaube in sich vereinte?

Er blieb auf diesem exponierten ehrenamtlichen Posten, auch als 1939 aus der demokratisch aufgebauten Reichsvertretung der deutschen Juden die von den nationalsozialistischen Machthabern aufoktrozierte Reichsvereinigung der Juden in Deutschland wurde. Er blieb, mit nur wenigen Kollegen, auch der Lehrer einer Handvoll angehender Rabbiner, bis im Juli 1942 auch die Hochschule – wie alle anderen jüdischen Schulen – zwangsweise geschlossen wurde. Er blieb, obwohl er wiederholt Gestapoverhöre über sich hatte ergehen lassen müssen und mehrfach in „Schutzhaft“ war und – obwohl auch er vor Kriegsausbruch in die westliche Welt hätte auswandern können – ich erinnere mich mit einigem Schaudern, wie er noch im Sommer 1939 im Auftrage jüdischer Spitzenorganisationen zu Konsultationen in London weilte, aber – hierher, in die Kantstraße 158, zur Reichsvereinigung, zum Rest der jüdischen Gemeinschaft in Berlin und in Deutschland zurückkehrte. Er war der „Judaeorum Defensor Nobilissimus“, wie ihn die Historikerin Selma Stern-Täubler posthum genannt hat, in Analogie zu dem spätmittelalterlichen Jossel von Rosheim, dem „edelsten Befehlshaber der Judenschaft im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation“.

Über die Umstände seiner letzten Verhaftung, die Anfang 1943 zu seiner Deportation nach Theresienstadt führte, liegt eine Aufzeichnung vor. Selbst in dieser Stunde der Gefahr verlor der 70-jährige weder seine Balance noch seine innere Würde. Über die Demütigungen, denen der Häftling mit der Nummer 187894

in Theresienstadt ausgesetzt war, über die schwere körperliche Arbeit, die er leisten mußte, hat Baeck, von kleinen Episoden abgesehen, höchst selten gesprochen. Über diese Zeit muß man bei dem Londoner Schriftsteller Hans Günther Adler, der aus Prag stammt, nachlesen. Aus eigenem Erleben hat Adler das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft dargestellt, wie sie Theresienstadt bildete, und darin Baecks Aufgabe und Leistung in diesem KZ beschrieben.

Baeck galt als Mittelpunkt eines sittlichen Widerstandes; er praktizierte und lehrte ihn, d. h. er verhielt sich so, wie sich seinen Begriffen nach ein Mensch immer und überall zu verhalten hat: gütig, wahrhaftig und wohlwollend ... „Die Menschen hatten das Gefühl“, so Adler an anderer Stelle, „nicht verlassen zu sein. Oft waren es die hochgehaltenen Mizwot (Gebote), die er nie vernachlässigte ...“

Doch selbst von diesen reich gespendeten Beweisen unermüdlicher Sorge für einzelne wie für die Gesamtheit ging noch nicht so viel Wirkung aus wie von Baecks Tätigkeit als Rabbiner, Lehrer, Vortragender, als, um es mit einem Wort zu sagen, Erzieher seines Volkes, zu dem wir wie zu einem Vater aufblicken durften. Leo Baeck war *für uns* in Theresienstadt ... So waren wir nicht ganz verloren ...“

Insbesondere das Letztere bestätigt unser Freund Hans Erich Fabian, New York, in seinem Abriß über Theresienstadt in der Festschrift zu Baecks 80. Geburtstag. Darin zitiert er auch das, was Baeck über die wundersamen Umstände seines wunderbaren Überlebens geäußert hat – wundersam; denn selbst Eichmann hatte ihn längst totgeglaubt. Sein Überleben verdankte Baeck dem Zufall.

Mitte 1945 war er mit seinen Angehörigen wieder vereint, in London. Wer da glaubte, er würde sich nun im wohlverdienten Ruhestand nur noch wissenschaftlicher Arbeit widmen, hatte sich getäuscht. Denn es dauerte nicht lange, bis Dr. Baeck fortfuhr, fast im alten Stil der Zeit vor 1943 zu leben und zu arbeiten. Bald rief er die Society for Jewish Study ins Leben, in der er und seine Kollegen in London so etwas wie eine Miniatur-Hochschule erblickten. Er nahm teil an der Arbeit der B'ai-B'rith-Logen und an der Bewegung für christlich-jüdische Verständigung. Er scharte um sich einen Kreis jüngerer, vorwiegend liberaler europäischer Rabbiner, und er übernahm, nicht nur nominell, den Vorsitz im „Council of Jews from Germany“, der zentralen Interessenvertretung der aus Deutschland ausgewanderten Juden, von der später auch die Anregung zur Gründung des Leo-Baeck-Instituts zur Erforschung der neuzeitlichen Geschichte des deutschen Judentums ausging. Nicht zuletzt bekleidete Baeck während seines ganzen letzten Lebensjahrzehnts das Ehrenamt des Präsidenten der Weltvereinigung für fortschrittliches Judentum, die er 1926 mitbegründet hatte. Und fast jeden Winter verbrachte er in Cincinnati, um als eine Art Gastprofessor am Hebrew College die Heranbildung liberaler Rabbiner aktiv und praktisch mitfördern zu helfen – wie er das aus seiner Berliner Zeit gewohnt war.

Während seiner ersten Amtszeit, der in Oppeln, schrieb Baeck sein Hauptwerk, das „Wesen des Judentums“, das seine theologische Reputation begründete und dem jungen Rabbiner früh Autorität verschaffte. 1905, als die erste Auflage erschien, war er 32 Jahre alt. Das Buch ist eine Auseinandersetzung mit Adolf von Harnack. Dieser bekannte protestantische Kirchenhistoriker hatte vor der Jahrhundertwende an der Berliner Universität auf-

sehenerregende Vorlesungen über das Wesen des Christentums gehalten, das er als die absolute Religion ansah. Das aus diesen Vorlesungen entstandene Buch erregte das Interesse des gebildeten deutschen Bürgertums, es rief Kritik und Verteidigung hervor, es wurde ein Bestseller. Um Baecks Entgegnung, die sich um des Judentums willen mit dem Christentum befaßt, zu kennzeichnen, nur diese kurze Bemerkung (ich bin kein Theologe): Für Baeck ist das Judentum die „klassische Religion“, die Religion der Tat, im Gegensatz zum Christentum, das für ihn die „romantische Religion“, die Religion des Gefühls ist.

Baecks Buch, historisch und philologisch begründet, systematisch angelegt und frei von jeder Polemik, fand auch im außerjüdischen Bereich große Beachtung. Es gibt den Hauptgedanken und den Grundlehren des Judentums Ausdruck. Es kämpft für die Anerkennung des Judentums und bringt die Anschauungen, die das religiös-liberale Judentum im Deutschland des 19. Jahrhunderts entwickelt hatte, in ein theologisches System. Das „Wesen des Judentums“ ist eigentlich Baecks einziges großes religionsphilosophisches Werk geblieben. Es hat viele Auflagen erlebt, auch manche Übersetzung, darunter eine ins Hebräische. Es hat in den vielen späteren Baeckschen Abhandlungen immer wieder Bereicherung und Weiterentwicklung erfahren.

In Theresienstadt hat Baeck – ohne Hilfe von Literatur und auf losen Zetteln niedergeschrieben, sein letztes Buch entworfen. Er nannte es „Dieses Volk – Jüdische Existenz“ und sucht darin Rechenschaft zu geben vom jüdischen Volk und vom jüdischen Leben im Rahmen der Völkergeschichte. Als eine Art theologischen Testaments ist es in den 50er Jahren in Frankfurt/M. erschienen.

Meiner Meinung nach war Baeck eher ein Mann des Schreibens als ein Mann der Rede. Seine Bücher und Abhandlungen, und mag ihr zuweilen dichterischer Stil eigentümlich und eigenartig klingen und mag das, was er sagt, nicht immer ganz leicht verständlich sein, wirkten stärker als seine Predigten. Er war kein Kanzelredner, der auf Massen wirkte. Seine wissenschaftlichen Vorträge waren ein Genuß. Im Gespräch wurde er oft zum anregenden Erzähler. Da kamen sein breites Wissen, seine Lebenserfahrung, seine Erinnerungen an Menschen – und sein Kreis war weit und international -, auch seine Reiseerlebnisse zur Geltung. Er selbst aber blieb eher im Hintergrund, distanziert, um nicht zu sagen: anonym.

Er wandte sich gegen Verallgemeinerungen, er vermied Superlative. Wer ihn nicht näher kannte, mochte glauben, er neige leicht zum Jasagen, zum Ausgleich à tout prix. So sehr Baeck kompromißbereit sein konnte – er hatte einen gesunden sense of proportion, ein gutes Augenmaß, ein vorzügliches Unterscheidungsvermögen, das ihn in der Beurteilung differenzieren ließ zwischen wichtigen und nebensächlichen Dingen und, ebenso, zwischen charakterlich und beruflich wertvollen und belanglosen Menschen. Wo es darauf ankam, konnte er, bei aller Toleranz und Großzügigkeit, ablehnend in der Entscheidung, bestimmt im Urteil sein – und zum Kämpfer werden. Im Grunde war er, bei aller Güte und Freundschaft, die er ausstrahlte, außerordentlich anspruchsvoll. Daher auch der ungeheuere Respekt, den er mit seiner moralischen und geistigen Kraft seiner Umwelt eingeflößt und über sein Grab behalten hat.

Neben seinem weiten und fundierten jüdischen Wissen kannte er seinen Kant und seinen Leibniz, er kannte seine Lehrer Hermann Cohen und Wilhelm Dilthey, er nahm gern auch ältere englische

Philosophen wie David Hume und John Locke zur Grundlage seiner Ausführungen, er studierte zeitgenössische amerikanische Politik und amerikanische Denker. Im ganzen zeigte er eine ausgesprochene Schwäche für die anglo-amerikanische Geisteswelt, vielleicht wegen ihrer Nüchternheit und vielleicht auch wegen ihres eigentümlichen, trocknen Humors.

Mit der jüdischen Katastrophe in Europa war für Baeck, wie er das wiederholt ausgesprochen hat, die Epoche dessen, was deutsches Judentum bedeutete, zu Ende. Was er damit meinte, war die jüdische Gemeinschaft in Deutschland, die im Verlauf der rund 150 Jahre seit dem Beginn der Emanzipation im wesentlichen drei Errungenschaften zu verzeichnen gehabt hat: erstens die Begründung und Systematisierung der modernen Wissenschaft des Judentums, zweitens die Entwicklung der jüdischen Wohlfahrtspflege von der Armenfürsorge zur konstruktiven Sozialpolitik und drittens die Schaffung der Einheitsgemeinde. Aber gleichzeitig hat er immer wieder betont: Solange Juden in Deutschland lebten, mußten Jüdische Gemeinden bestehen, und sie sollten, so fügte er hinzu, so gut wie möglich sein und dürfen sich nicht als von der jüdischen Welt draußen abgeschrieben betrachten. Und so hat er vom Jahr seiner Befreiung an sein persönliches und aktives Interesse an der Existenz der Juden und ihren neugegründeten Einrichtungen in diesem Land bekundet, und er ist, nachdem er Israel und andere Länder besucht hatte, erstmals wieder 1948 nach Westdeutschland gekommen. Dieser intensiven, dreiwöchigen Vortrags- und Informationsreise sind dann, fast Jahr für Jahr, kürzere Besuche gefolgt. Er nahm an Tagungen des Zentralrats der Juden in Deutschland hier in Berlin und in Düsseldorf teil und ergriff das Wort zu Fragen der Kultur- und der Sozialpolitik. Wir erinnern uns mit stolzer Freude, wie er

noch 1954 in einer gemeinsamen Veranstaltung des Zentralrats, der Düsseldorfer Synagogengemeinde und des Münsteraner Institutum Judaicum Delitzschianum in höchst eindrucksvoller Weise Moses Maimonides zu dessen 750. Todestag würdigte. Er tat das in Anwesenheit auch von Bundespräsident Theodor Heuss, von Erich Ollenhauer und kirchlichen Würdenträgern. Und noch im Februar 1956, ein halbes Jahr vor seinem Tode, kam Baeck nach Frankfurt, um in der Universität die Loeb Lectures, die Vorlesungsreihen über jüdische Philosophie, Religion und Literatur, mit einem Vortrag „Revolution und Wiedergeburt“ feierlich zu eröffnen. Unvergessen sind seine mahnenden, weitschauenden Worte, mit denen er schloß: „Nicht durch seine Siege gewinnt ein Volk“, so sagte er damals, „und kein Volk stirbt an seinen Niederlagen.“ Innere Wiedergeburt entstehe aus sittlichen Quellen.

Indes, der Höhenflug seiner Gedanken beeinträchtigte niemals seine Bereitschaft, sich sorgfältig auch Problemen des täglichen Lebens zu widmen. Damals beschäftigte uns beispielsweise die Frage der Dauererhaltung der 1600 oder gar 1700 geschlossenen jüdischen Friedhöfe in der Bundesrepublik. Wegen der im jüdischen Religionsgesetz vorgesehenen Mindestanforderungen hatten wir uns auch an ihn als Autorität gewandt. Prompt kam eine substantielle, richtungsweisende, hilfreiche Antwort; dabei erinnerte er beiläufig an die zuweilen romantische Beschaffenheit alter jüdischer Friedhöfe im Westen wie im Osten, und er gab seiner Auskunft noch einen künstlerischen Unterton, indem er auf das Bild des jüngeren Ruisdael „Der jüdische Friedhof“ verwies. Da sprach aus ihm der Realist, wie so oft. Bei all seiner Gelehrsamkeit und all seinem Denken in großen Zeiträumen kannte er die Welt. Man soll deshalb in Baeck, auch im Rückblick, keinen dem Erdenleben entrückten Heiligen sehen – eher

einen Weisen. Er war auch Realist, wenn es z. B. um Fragen der Wiedergutmachung ging; da konnte er eindringlich, ja heftig an das öffentliche Gewissen appellieren und an eine Gesamtverantwortung: für ihn war Wiedergutmachung keine Sache des Geldes, sondern in erster Linie eine Sache des Rechts: „Wenn ich auf das Recht verzichte“, so erklärte er einmal, „verzichte ich auf mich selbst.“ Und als die Entschließung des Bundestages vom 27. September 1951 bekannt wurde, meinte er in seiner konzilianten, versöhnlichen Art: „Was in Bonn verheißen wurde, ist eine Antwort des Vertrauens, der Bereitschaft und des Willens zur Menschheit.“

Von sich selbst und dem Schweren, das auch ihm nicht erspart blieb, hat er wenig und selten gesprochen. Überhaupt ist er mit dem Wort „ich“ sparsam umgegangen. Nur wo es um das Ansehen und die Ehre der jüdischen Gemeinschaft ging, war er bereit, aus dem Hintergrund mehr ins Rampenlicht zu treten, in aufrechter Haltung, gemessen im Auftreten, knapp und sachlich in dem, was er sagte. Man denke an den feierlichen Augenblick, als er bei der Eröffnung des amerikanischen Repräsentantenhauses im Februar 1948 das Gebet sprach: In der Geschichte der Vereinigten Staaten war es das erste Mal, daß einem nicht-amerikanischen Rabbiner diese hohe Ehre zuteil wurde.

Äußeren Ehrungen, zu denen 1953, anlässlich seines 80. Geburtstages, der philosophische Ehrendoktor der Freien Universität Berlin gehörte, war er abhold. Im Vordergrund zu stehen, war ihm peinlich. In der Nachkriegszeit hat man ihm gelegentlich irrtümlicherweise Titel oder Berufsbezeichnungen beigelegt, die er nie besessen, geschweige denn geführt hat. So ist er weder der Oberrabbiner der Berliner Gemeinde noch der Direktor der

Hochschule für die Wissenschaft des Judentums gewesen. Richtig ist, daß er einer von mehreren Gemeinderabbinern und eins von mehreren Mitgliedern des Dozentenkollegiums der Hochschule war. Allerdings war er in allen diesen Ämtern eine Persönlichkeit von bemerkenswerter geistiger Unabhängigkeit und von starkem Einfluß.

Seine Bescheidenheit drückte sich auch im täglichen Leben aus. Sein Tagesablauf, wie er in den letzten zehn Jahren seines Lebens zu beobachten war, ob in London, in Cincinnati oder auf Reisen (ich selbst habe ihn mehrere Wochen begleiten dürfen), wich kaum von seinen Gewohnheiten ab, wie man sie von seinem langen Leben in Berlin her kannte. Baeck war einer der viel Beanspruchten, die stets Zeit hatten – für wichtige Angelegenheiten und für wesentliche Gespräche.



Rabbener Leo Baeck (25.Mai 1873 - 2. November 1956)

## Leo-Baeck-Preisträger

Der Zentralrat der Juden in Deutschland ehrt seit 1956 zur Erinnerung an den jüdischen Wissenschaftler und Rabbener Leo Baeck (25. Mai 1873 - 2. November 1956) mit einem Preis Menschen, die sich in hervorragender Weise für die Jüdische Gemeinde in diesem Land eingesetzt haben. Der Leo-Baeck-Preis ist mit 20.000 DM dotiert.

1957	Dr. Peter Adler
1958	Dr Ernst Ludwig Ehrlich Dr. H.G. Adler Erwin Sylvanus
1959	Schalom Ben-Chorin Dr. Eleonore Sterlin
1960/61	Karl Otten Dr. Heinrich Strauss Prof. Dr. Walter Kaufmann Josef Wulf
1962	Prof. Dr. David Baumgardt Dr. Reinhold Mayer Dr. Franz Rödel
1963	Oberreg. MR Dr. med. Hans Joachim Herberg Reg.MR Dr. med. Helmut Paul Dr. Julius i. Löwenstein Pnina Navé-Levinson

1964 Konrad Schilling  
 1965 Min. Rat Dr. Ernst Blum  
 1966 Ludwig Wörl  
 1967 Charles H. Jordan (posthum)  
 1968 nicht vergeben  
 1969 nicht vergeben  
 1970 Prof. Dr. Franz Böhm  
 Johannes Giesberts  
 1971 Rolf Vogel  
 1972 nicht vergeben  
 1973 Dr. Henrik George van Dam (posthum)  
 1974 nicht vergeben  
 1975 Jeanette Wolff  
 1976 nicht vergeben  
 1977 Prof. Dr. Dr. Josef Neuberger (posthum)  
 1978 nicht vergeben  
 1979 nicht vergeben  
 1980/81 Rabbiner Prof. Dr. Bernhard Brillung  
 Dr. Anton Maria Keim  
 Dr. Robert Weltsch  
 1982 nicht vergeben  
 1983 nicht vergeben  
 1984 nicht vergeben  
 1985 nicht vergeben  
 1986 nicht vergeben  
 1987 nicht vergeben

1988/89 Prof. Dr. Gisbert von Putlitz  
 Prof Dr. Gerhard Rau  
 1990 nicht vergeben  
 1991 Heiner Lichtenstein  
 1992 Norddeutscher Rundfunk  
 Jobst Plog  
 1993 nicht vergeben  
 1994 Dr. Richard von Weizsäcker,  
 Bundespräsident a.D.  
 1995 Dr. h. c. Johannes Rau,  
 Ministerpräsident von NRW a.D.  
 1996 Tribüne. Zeitschrift zum  
 Verständnis des Judentums  
 Otto Romberg  
 1997 Dr. Helmut Kohl, Bundeskanzler a. D.  
 1998 Prof. Dr. Roman Herzog,  
 Bundespräsident a.D.  
 1999 Prof. Dr. h. c. mult. Berthold Beitz  
 Dr. Else Beitz  
 2000 Friede Springer